

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 34. — Sonntag, den 4. September 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Kirchenjubiläum in Jöhstadt.

250 Jahre St. Salvatorkirche.

Der 4. September 1927 wird ein besonderer Festtag für Jöhstadt sein. Sind doch an jenem Tage 250 Jahre vergangen, daß die schöne große Stadtkirche St. Salvator ihrem heiligen Zweck übergeben wurde (2. September 1677). Freilich ist das nicht das älteste Gotteshaus der Stadt. Dieses war vielmehr bis zum Jahre 1839, wo es wegen Bau-fälligkeit abgebrochen werden mußte, das kleine St. Josephs-kirchlein auf dem Markte. Nach dieser ersten Kirche trägt die Stadt ihren Namen — denn Jöhstadt be-deutet Josephs-stadt —, weshalb sie in die Reihe der Berg-städtenamen aus der heiligen Geschichte: Annaberg, Marien-berg, Joachimsthal, zu zählen ist.

Die Stadtge-rechtsamkeit da-tiert freilich erst seit dem Jahre 1655. Da-mals begann der Ort durch Zugang vieler aus Böhmen um ihres evangelischen Glaubens willen Vertriebener zu wachsen. Da das bis-herige einzige Gottes-haus, das St. Josephs-kirchlein, zu klein wurde, entschloß man sich zum Bau eines neuen Gottes-hauses, das unter finanzieller Mithilfe der ganzen evange-lischen Christenheit 1675—77 notdürftig vollendet und am 12. Sonntag nach Trinita-tis auf den Namen St. Salvator geweiht wurde.

Die Kirche ist in ihren großen Aus-maßen auf ein weiteres Wachstum der Stadt, das leider ausblieb, berechnet gewesen und zeigt, weil die Kirchengemeinde klein blieb, im Innern wenig Bemerkenswertes. Den seit 162 weiß und gold gehaltenen Raum zieren vier ältere

Pfarrbildnisse in Öl, je ein Ölgemälde von Luther und Me-lanchton an den Emporen, Werke eines Jöhstädter Pfarrers-ohnes, des Kunst- und Historienmalers Prof. Otto Alexander Stichert (1838 bis 1905), drei einfache gläserne Deckenkrön-leuchter für Kerzenbeleuchtung an den Weihnachtsfeiertagen

(während sonst die Kirche mit Gaslicht be-leuchtet wird) und vor allem einen groß-artigen, wirkungsvollen Barockaltar. Er ist in seiner ganzen Größe — 9 Meter hoch und 6 Meter breit — von Andreas Pechold aus Schneeberg, einem aus Ungarn vertriebe-nen Evangelischen, im Jahre 1676 in Holz gearbeitet und von den Brüdern Meyer, Hof-rat Dr. Andreas Meyer in Schlössel, einem Stadtteil von Jöhstadt, gleichzeitig mit dem Grund und Boden für den Kirchenbau der Kirchengemeinde ge-schenkt. Ein Sohn von Christian Meyer, Mag.

Gottlob Andreas Meyer, war 1702—1721 hier Pfarrer, und zwar als Nachfolger von Mag. Samuel Reben-trost, der 1657—1701 Pfarrer hier war und unter dessen Amts-führung die St. Sal-vatorkirche gebaut wurde, deswegen er noch im hohen Alter Kordruß und Schwie-riigkeiten mit der Ge-meinde hatte, so daß man sogar den Super-intendenten von Anna-berg bemühte. Der Altar stellt dar die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande vor dem Christuskind-lein, er verdankt seine jetzige Farbgebung in Weiß und Gold der Erneuerung durch Joh. Gottlob Gleitsmann in den Jahren 1860—62. Der Tauf-stein ist 1677 vom Hammermeister Christoph Rübner in



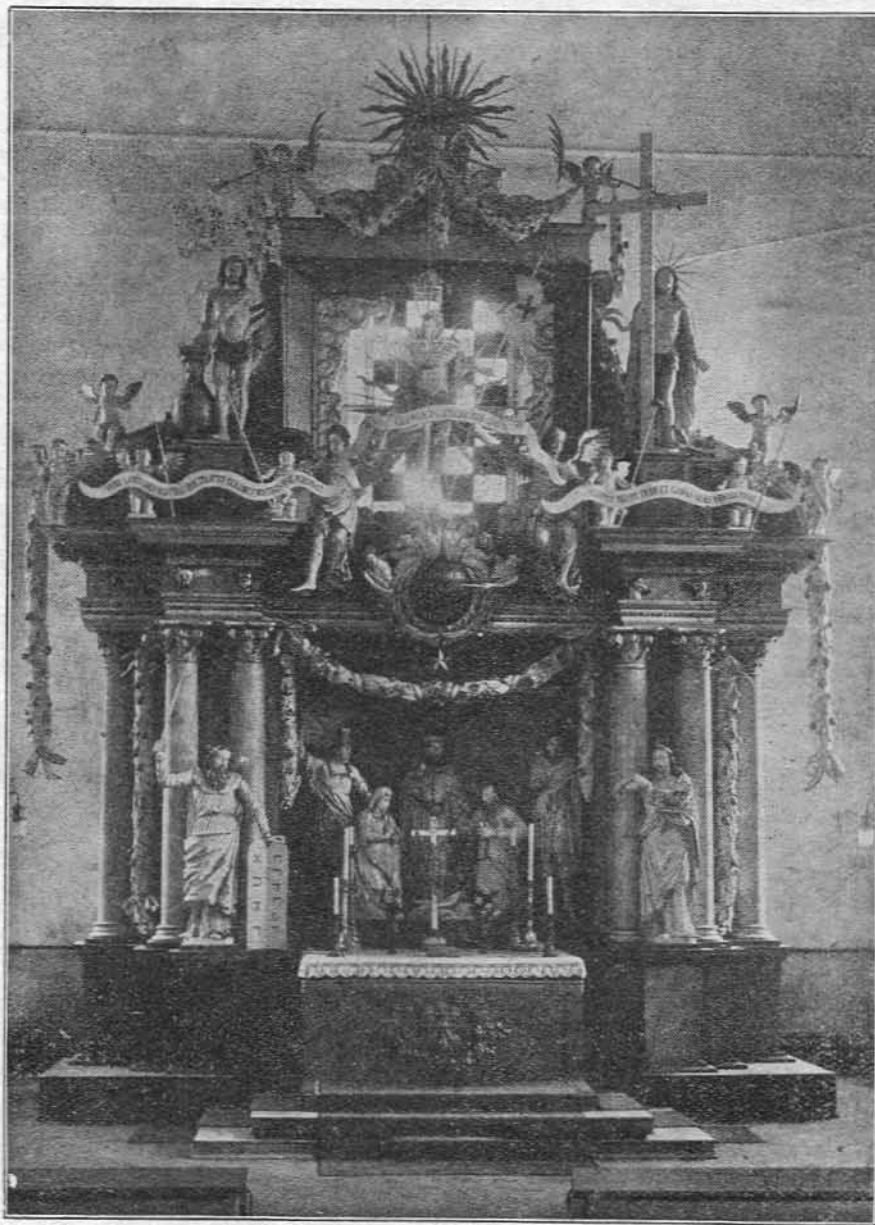
Die Jubiläumskirche St. Salvator zu Jöhstadt, nach dem Abendlängen vom Kirchnergrundstück aus aufgenommen.

jetzige Farbgebung in Weiß und Gold der Erneuerung durch Joh. Gottlob Gleitsmann in den Jahren 1860—62. Der Tauf-stein ist 1677 vom Hammermeister Christoph Rübner in

Sorgenthal, die zinnere Taufschüssel 1735 von M. B. Rebentrost gestiftet.

Links vom Haupteingang zur Kirche, an dem stattlichen 46 Mtr. hohen Turme, in dem seit 1919 an Stelle der 1917 geopfer-ten Bronzeglocken hängen, befindet sich eine Gedenktafel für einen auswärts berühmten gewordenen Sohn der Stadt, den Kirchenliederdichter Johannes Andreas Cramer. Er wurde hier geboren am 27. Januar 1723 als Sohn des 1721—1740 hier amtierenden Pfarrers Caspar Anton Cramer und starb in der Nacht zum 12. Juni 1788 als Universitätsprofessor und Vizekanzler zu Kiel. Von ihm stammen die beiden Lieder im sächsischen Lande- gesangbuch „Der Herr ist Gott und keiner mehr“ und „Nimm Gott, dem wir vertrauen“, sowie mehrere Lieder im württembergischen Lande- gesangbuch.

Auf dem Altarplatze befinden sich noch zwei Betstühlen, das auf der Nordseite für die Familie des Pfarrers, das auf der Südseite für den Kirchen- vorstand bestimmt. Neben den Betstühlen ragt je ein Kruzifix und an der Nordseite hängt ein mit Glas bedeckter Kasten



Altar der St. Salvatorkirche.

mit den Auszeichnungen der hier verstorbenen Krieger aus den Feldzügen von 1849, 1864, 1866 und 1870/71. Hinter dem Altar hängen zwei ältere, gelbseidene Fahnen, gestiftet von der am Bartholomäitage des Jahres 1655 gegründeten Berg-Knapp- und Bruderschaft, dem ältesten Vereine unserer Stadt. Auch wird an dieser heiligen Stätte neben 2 Kruzifixen für Begräbnisse die neue Knappschafsfahne von 1858 aufbewahrt, die bei dem am 3. Pfingstfeiertage stattfindenden, im Jahre 1926 von Herrn Pfarrer Fr. Kunze wieder ins Leben gerufenen Bergaufzug mit Berggottesdienst der Berg-Knapp- und Bruderschaft vorangetragen wird.

Gegenüber dem Altar, über den links und rechts vom Eingange befindlichen Betstühlen, befindet sich in gleicher Höhe mit den Emporen die Orgel.

Die alte Orgel war 1677 für 390 Thaler gebraucht gekauft und von dem berühmten Orgelkünstler Tobias Dreßel zugerichtet und verbessert worden. Sie umfaßte 1 Pedal und 2 Klaviaturen und

zählte am Pedal 7, im unteren und oberen Manual je 6 klingende Register. — Die neue, außerordentlich solid gebaute

Orgel ist 1860 und 1861 vom Orgelbaumeister Christ. Friedr. Göthel in Borstendorf für 1948 Thaler hergestellt und am 31. Juli 1861, 8. S. n. Trin., geweiht worden. Durch den Orgelbaumeister Guido Herm. Schäf in Freiberg wurde sie 1898 renoviert, gleichzeitig eine Aeoline 8', 1903 ein Cellobaß 8' und 1905 eine Violine 4', letztere zum Heimatfeste gestiftet aus F. C. Zahls Musikschullegat, eingebaut. Gesamtzahl der Pfeifen 1379, der Prospektpfeifen in 8 Feldern 126; 27 Register, 2 Manuale, 1 Pedal.

(Nach der von Herrn Pfarrer Kunze verfaßten, außerordentlich wertvollen und interessanten Festschrift „Die St. Salvatorkirche zu Jöhstadt i. E., 1677—1927“.)

* * *

Gar viel gäbe es noch zu erzählen von dem freundlichen Bergstädtchen Jöhstadt und seinem großen, arg verwitterten Gotteshause. Doch besser als hören, lieber Leser, ist schauen. Darum ziehe am morgigen Sonntag, den 3. September nach Jöhstadt und fahre durch rauschende Täler hinauf in das friedliche, dann festlich geschmückte Städtchen und zu seinem Gotteshaus.



Pfarrer Kurt Hauke, 1903—1924 Pfarrer an St. Salvator. Verfasser umfangreicher Seiten über die Geschichte der Jubiläumskirche.



Pfarrer Fritz Kunze, derzeitiger Pfarrer an St. Salvator. Verfasser der Festschrift zum 250-jährigen Kirchweih-Jubiläum.

Die Urbarmachung des Gebirges.

Das wilde Gebirge ist auf mannigfaltige Weise urbar gemacht worden. Es geschah durch Räumung und Abziehung der Wälder, Anlegung geräumiger Wege und Pässe, Brückung und Austrocknung der Moräste, Ausbrennung der Heiden, Ebnung der struppichten und wilden Beerhübel. Auch geschah es durch Ausrottung der Stochräume, Ablegung der Steine und mühsame Wegschaffung der Wäden, womit die Berge und Felder überhäuft waren. Das ist besonders bei so vielen mitten im wilden Walde angelegten und erbauten Dörfern, Flecken und Städten geschehen. Ferner trug der Bergbau zur Urbarmachung bei, indem dadurch vermöge der Bergfreiheit viele hunderttausend Stämme und Schragen Holz weggetrieben und verbaut wurden.

Bis tief in das 13. Jahrhundert hinein, dann wieder zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, stelltenweise selbst bis in die neueste Zeit ist das Ausroden des Waldes, um Ackerland und auch Wiesenland für neue Ansiedelungen zu gewinnen, im umfangreichsten Maße betrieben worden. Jahrhunderte lang bildete der Wald den unerschöpflich erscheinenden Vorrat, durch dessen Niederschlagen man Raum für Feld, Holz für Bauten, Bergwerks- und Hüttenanlagen, Geld für Zinsen und Steuern usw. erlangen konnte, ohne an die Wiederaufforstung kahl geschlagener Höhenzüge und Abhänge denken zu müssen. Der Wald war die unerschöpfliche Geldquelle für den fortschreitenden Anbau. Erst Jahrhunderte später, nachdem das Land durch die länger als ein halbes Jahrtausend fortgesetzte Urbarmachung und Zerstörung des Waldgebietes seine gegenwärtige Oberflächengestalt und Bedeckung genommen hat, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, der Waldvernichtung Einhalt tun zu müssen und das Waldgebiet durch Neuanpflanzung zu vergrößern.

Mit dem Vordringen des deutschen Stammes in das Gebiet der Slaven und in das Gebiet des waldbedeckten Gebirges beginnt erst die geschichtliche Zeit dieses Landes. Wenn auch die Vorgänge, besonders auf dem letzteren, vielfach unbekannt geblieben oder verschleiert und entstellt auf die Nachwelt gekommen sind, lassen sich doch die allgemeinen Grundzüge dieser Entwicklung noch erkennen.

Eine Jagd im Erzgebirge im Jahre 1 nach Christo.

Ueber die Urzeit unseres Gebirges mag uns folgendes Märchen eines Naturforschers ein Bild entrollen. Das heutige Erzgebirge, etwa in der Gegend von Olbernhau, bildete ehemals einen großen Sumpf und See, in welchem die Bewohner auf Pfählen ihre Wohnungen errichtet hatten. In ihren Pfahlbauten übten die Männer das Töpfergewerbe aus, die Frauen fertigten Webstoffe an. Tauschhandel trieb man mit wandernden Phöniziern, die von dem Erzgebirge Zinn holten, dagegen Bernstein und Feuerstein aus dem Norden, sowie aus Griechenland Bronze, gefertigt aus Zinn und dem von Cypern kommenden Kupfer, brachten. Die Kleidung der Urbewohner war sonderbar genug; so bestanden die Beinlinge oder Hosen aus Birkenrinde. Wichtig waren die Waffen; sie bestanden aus Bogen von Taxus oder Eibenbaumholz und aus Pfeilen mit Spitzen von Knochen, Feuerstein, Bronze oder Eisen. Gewaltige Wurfspeie bildeten im Vereine mit diesen Waffen die Ausrüstung zur Jagd, bei welcher große Brakenhunde die Begleiter waren, während klaffende Nachkommen der Schakale zu Hause Wache hielten. Die Jagdbeute bestand in gewaltigen Tieren des Waldes: Elentieren oder Eich, Urochsen oder Wiesen- und Auerochsen; auch der grimme Schakal oder Riesenhirsch fand sich neben Bären und Wölfen in den ausgedehnten Waldungen vor. Hatte der Ansiedler Beute gemacht, so grub er die Rune, die er selbst auf seinem Körper hatte, in das erlegte Stück Wild und kennzeichnete es als sein Eigentum; dann nahm der kühne Jäger Leber und Herz, sowie den Herzknochen, welcher sich zwischen den Herzkammern befindet, mit nach Hause, wo er von seinen Angehörigen festlich empfangen wurde. Auch die Nachbarn fanden sich ein und es entwickelte sich das Gelage nach der Jagd, bei welchem mächtige Braten und eine Unmenge von Bier, Met oder Birken Schnaps vertilgt und dem alten Laster der Germanen, dem Würfelspiele, gehuldigt wurde. Bei dieser Gelegenheit verspielte man oft Haus und Hof, Weib und Kind, sowie die Tiere und andere Habseligkeiten. Aber nicht zu ernst war der Verlust zu nehmen; denn am andern Morgen war alles wieder vergessen.

A verhafter Spielohnd.

Von H. Grunert, Buchholz.

Wenn's Frettig ohnd es Gald hat gam,
do liet's ä manning nett dorham.
Es war'n aa viel, die ginge glei'
von Arbeitsaal ins Wirtshaus nei.
De Fraa wart' of'n Gald dorham,
un die hom seht jon Besten gaam,
als wenn'se überhaupt net wüsten,
wie schwer se's Gald verdiene müsten.
Do wur aa gleich bis frih gefassen;
dorham gob's dann ahm nisch ze assen.
De Kinner fiel'n bald von der Bank,
weil die war'n alle hungerfrank.
Dann härten se — mit leeren Moong —
de Fraa über dann Elend floong,
un tat se paar Wort drierher song,
do wursche noch dorfür geschlong! —

Net alle sei se von dan Schlog,
wie's früher war, is heit aa noch!
Es trinkt ä jeder sei Glos Bier,
doch gieht erscht de Familie vir.
Grod' von dar Art, do warn's 4 Mann,
die ginge immer fort zesamm'.
Die ginge gern noch „Simmlisch Heer“,
weil do war net su viel Verkehr,
und vor die paar Geleser Bier
do hatt'n die 'ne Lust dorfür;
un bei dann Spaß un dann Diskur

es manchmol a wing schpeter wur.
Un ämol aa, do war'n se dort,
dor Kercheis Fried, dor Reinhold Ward,
dor Zahn Karl un dor Kramer Lob,
un spielten do ihr'n Doppelskopf.
Dor Karl spielt aus, dor Lob ging auf,
dor Fried ging mit'n Alten drauf.
„Do soll en doch dor Teifel hol'n,
dann Stich, dann namm ich mit der
[Tollen.“

Un wahnd dar ganzen Spielerei
war dos ne Ward sei Rederei.
Wenn arngt ämol paar Stiche fuln:
„Do soll än doch dor Teifel huln!“ —
Un anorn Tisch, do soß ä Maa,
dar hochet sich dos aa mit aa;
dar dacht: „Na, wart' nár, alter Lob,
dir, Freind, gewäh'n ich dos noch ob.“
Ganz ubemerkt ging or mol naus
un horchet dann vom Fenster aus,
bis mol dor Ward die Worte saht,
of die dar Maa bluß lauern tat.
Un ike aa, dor Lob spielt aus,
dor Fried dar nohm gelei's Schalltaus,
dor Ward dar haht ä Taus noch nei,
dor Karl stoß mit'n Alten ei.
„Do soll en doch dor Teifel ham,

Fried, ich denf', mir ginne jam!“
Dor Ward saht's noch net ganz ze End',
von Fenster rei langeten zwä Händ'.
Wie dar die gruhen Händ' tat fühl'n,
do fing er aber aa ze brüllen,
un eh' er sich's nár raht verfoß,
or schu in Garten draußen log!
Die annern, die war'n wie betárt,
wie die dann brüllen hom gehárt.
Die Händ' hom die gar nett gefah,
die hom de Karten hiegeah'
un jeder hot sich ageguck't,
die dachten aa, 's wár Geisterspuk.
Un eh' se kame raht ze Sinne,
do war dor Ward schu wieder hinne,
un mit'n kam dar gruße Maa;
dann soß morich doch geleich nu aa,
schu weil or kam su reigelacht,
daß dar sich hat dann Spaß gemacht.
Ne Ward dann warsch zwar außern Spaß,
dar war von Angstschwäß sudelnaß.
Or ließ sich's aa ne Warning sei,
un ließ die nárrsche Rederei.
Uns Spiel'n war nimmer nu ze denken,
jed's ließ sich noch ä Bier eischenken,
un's hot nu jeder aus sen Lahm
su ahnlich's Ding zun Besten gahm.



Die Heimatkirche.

Zum Kirchenjubiläum in Zöbstadt.

(Nachdruck verboten.)

Weit schaut die Kirche ins Gelände,
Segnet das Dorf und seine Flur,
Die Berge . . . und am Wegesende
Das Haus, wo meiner Kindheit Spur.

Der Kirchhof deckt mit grünem Hügel
Gar lange schon manch teures Herz.
Die Jahre flog'n mit schnellem Flügel;
Nun treibt's mich sehrend heimwärts.

Wie pocht's — jeh' ich die alte Kirche —
So seltsam doch in meiner Brust!
Es grüßt mich traut das Erzgebirge;
Die Wehmut faßt mich und die Lust.

Mir ist's, als ob der Turm mich fragte:
„Kennst du der Heimat Berge noch?“
Als ob der Glockenklang mir sagte:
„Glück auf! — Wie lange warst du doch!“

Sinnend rast' ich am Feldesrande;
Die Träne fällt auf grüne Saat —
Halb fremd, und doch im Heimatlande!
Wohin? Woher? fragt stumm der Pfad. —

Die Glocke schlägt. Die schweren Klänge
Verhallen langsam fern im Tal.
Vom Kirchhof her schallen Gesänge . . .
„O, singt auch mir einst dort einmal!“

Bernh. Brückner, Leipzig.



Die falschen Rehposten.

(Fortsetzung.)

„Ja, Harr Färschter. 's dauert mich awink. Oder 's gieht net annerjch. Gestern ohmd sog ich zu menn Kordel. 'Kordel', sog ich, wenn du morg' nei in Wiesenthal gist, brengst du mir a Pfund Rehposten miet, se sei alle.' 'Ja', sogts Kordel, die breng ich dir schu mit; wo hast se da ne Schrotbeutel?' 'In der Gogdtasch', sog ich, gerod asu, wie ich asu do derzähl. Ich gieh hie an der Wand, greif nei in der Gogdtasch un namm ne Schrotbeutel raus. 'Ei', dent ich, do sei doch noch Schrot drinne!' Er war mir nár awink ze lecht. Dos kam mir schu a klaa winz verdächtig für. Ich wickel auf, stürz ne hie offen Tisch — un wos kimmt rausgefollert?“

„Rehposten!“ sagt der Förster.

„Zienglorbern, Harr Färschter, Zienglorbern — mit Respekt ze soong!“

Dem Förster fällt es schwer, ernst zu bleiben. Aber er befindet sich im Dienst.

„Schändlich!“ sagt er. „Und woher weiß der Barthel, daß meine Frau die falschen Rehposten in den Schrotbeutel getan hat?“

„Inu, Harr Färschter, do müht mer doch de Frau Färschter net kenne! Nein, Harr Färschter, dos war wetter niemand wie Ihre Frau.“

„Aber wann soll sie die Dinger denn hineingetan haben?“

„Gestern ohmd, Harr Färschter, gestern ohmd. Weil ich bei Sie hinne war, hung mei Gogdtasch draußen im Haus, un do is geschaah.“

„Ja, dann muß der Barthel meine Frau verklagen.“

„Dos sog ich aah. En Spaß läßt sich der Mensch schu gefall'n. Ich waß: Vor a Woche dreie hot se mir en alten Klippelbrief hinten an's Wammes nagesteckt. Un ich Heipsaar gieh mit dan Dink aah nunter in dr Schenk un frieg net weis, wie daar artliche Schwanz asu auf un nieder wechselt. Erscht drunten in dr Schenk hoom se mir 'sch gesagt. Seit daare Zeit greif ich allemol erscht hinten nüm, ehr ich aus'n Forsthaus nausgieh: Der Teifel trau'm Aptheker!“

„Ja, solche Streiche macht se.“

„Inu, Harr Färschter, den Klippelbrief — dan wollt ich ihr garn vergaam, oder doß se mir Zienglorbern nei in Schrotbeutel geto hot, dos is doch — oder sei nisch für ugut — dos is awink ze toll!“

„Ganz recht, was zu toll ist, ist zu toll.“

„Un nu saht aam mei Kordel: 'Wilhelm', saht se, dos läßt du sei net off dir sigen! Du müßt de Frau Färschtern verfloong', saht se.

„Das sag ich auch. Es ist meiner Frau schon recht, warum macht sie solche Streiche!“

„Inu, Harr Färschter, se dauert mich schu awink; denn a annermal war se aah net asu —“

„Das ist ganz egal, Barthel. Zienglorbern gehören nicht in den Schrotbeutel.“

„Freilich, Harr Färschter; wenn se mir hätt apaar Husenknöpp oder Kaffeebühne neigeta, do möcht's immer noch sei! Oder Zienglorbern — do is, mit Respekt ze soong, schlacht!“

„Hat der Barthel die Zienglorbern mit?“

„Awos, Harr Färschter?“

„Hat der Barthel die Zienglorbern mit?“

„Na, Harr Färschter, waar ward da sette Dinger eisteden!“

„Dann muß sie der Barthel gleich holen!“

„J, Harr Färschter, die sei nimmer do, die hot mei Kordel, mit Respekt ze soong, geleiht nei in Usen gesteckt.“

„Aber Barthel, das nehme Er mir nicht übel: Weiß Er denn nicht, daß die Lorbern mein Eigentum sind? Jajaja! Die Lorbern sind von meiner Ziege, also sind sie mein Eigentum, und wenn sie meine Frau zehnmal in fremde Schrotbeutel getan hat! Jaja, Barthel, so ist es! Und dann: Weiß Er denn nicht, daß Er die Zienglorbern auf dem Gerichtsamt vorzeigen muß?“

„Do dra hob ich net gedacht, Harr Färschter!“

„Dann steht Seine Sache schlimm. Denn der Gerichtsamtman wird sagen: „Barthel“, wird er sagen, „wo hat er die Zienglorbern?“ Und wenn dann der Barthel sagt: „Die hot mei Kordel in Usen gesteckt“, da wird der Herr Gerichtsamtman sagen: „Barthel“, wird er sagen: „dann kann ich Seine Klage nicht annehmen.“

Denn Paragraph eins: Wie will der Barthel hier an Gerichtsstelle beweisen, daß die Dinger im Schrotbeutel wirklich Zienglorbern gewesen sind?

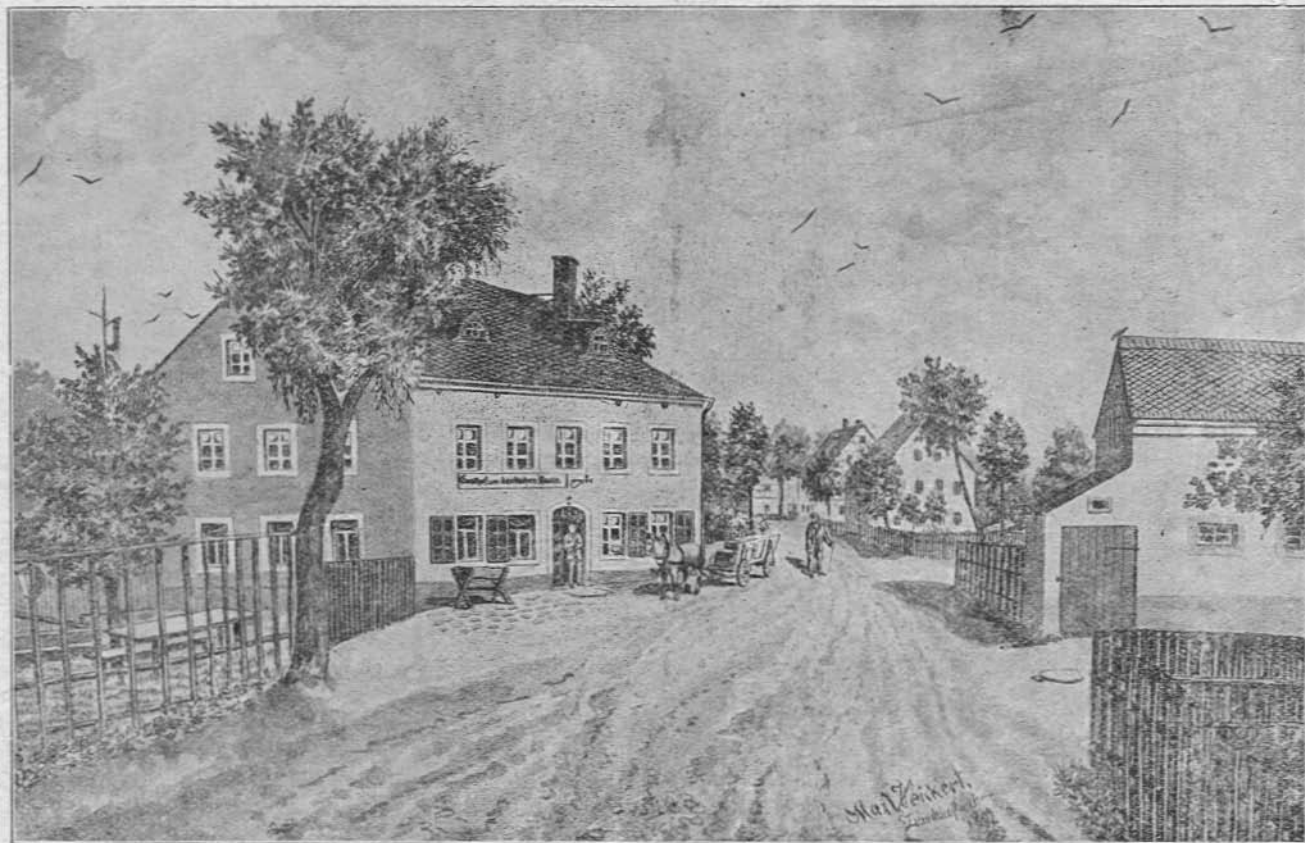
Paragraph zwei: Wie will der Barthel nachweisen, daß — die Richtigkeit von Paragraph eins vorausgesetzt — die Lorbern gerade vom Förster seiner Ziege sind?

Paragraph drei: Wie will der Barthel nachweisen — die Richtigkeit von Paragraph eins und zwei vorausgesetzt —, daß die Frau Förster Ihm die Zienglorbern in den Schrotbeutel gesteckt hat? Und selbst Paragraph drei als erwiesen vorausgesetzt, wie will Barthel

Paragraph vier nachweisen, daß die Frau Förster die Absicht gehabt hat, gerade dem Waldwärter Barthel die erwähnten Gegenstände in den Schrotbeutel zu tun? Konnte sie nicht ebensogut annehmen, der Beutel gehört dem Herrn Förster?

(Schluß folgt.)

50 Jahre Deutsches Haus Königswalde.



Am 31. August konnte, wie gemeldet, das weithin bekannte „Deutsche Haus“ in Königswalde auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Die eingehende Geschichte dieses renomierten Gasthauses hat die „O. Z.“ bereits in Nr. 10 ihrer Erzgebirgischen Heimatblätter geschildert. Seit Ende des Weltkrieges (1919) ist Herr Paul Wagler, ein geborener Buchholzer, Inhaber der beliebten Gaststätte. Ein herzliches „Glückauf“ ihm zum Jubiläum seines „Deutschen Hauses“.